Das Posthorn im stillen Land...

Ein Fahrtbericht von Carl Lange-Danzig

Eine Fahrt mit der Postkutsche! — Ist es Traum oder Wirklichkeit? Fühlt man sich nicht in vergangene Jahrhunderte zurückversetzt? — Schnell eilt unsere Zeit dahin, selten nur kommen Tage ruhigen Besinnens. Da klingt der Ruf des Posthorns wie ein Gruß aus einer anderen Welt. Auf der abgelegenen Frischen Nehrung im Osten Deutschlands erklingt es in der Tat noch... Oben an der nördlichen Grenze des Freistaates Danzig liegen nah am Walde die Orte Steegen und Stutthof, zu denen von Danzig aus der Autobus führt. Dann aber beginnt das schmale, langgestreckte Gebiet der Nehrung, das von Kraftwagen nicht befahren werden darf. Hier herrscht noch idyllische Ruhe, eine Einsamkeit, die eine reiche Vogelwelt hütet, eine Einsamkeit, die den suchenden Menschen tief beglückt, weil sie ihn der Natur näher bringt...

Von Stutthof aus fährt man am Haff entlang über Bodenwinkel, Vogelsang, Neue Welt, Pröbbernau und Liep mit der gelben Postkutsche nach dem herrlich gelegenen Ostseebad Kahlberg. Auf der Fahrt durch den Wald mit seinen hohen Kiefern und Wacholdern wird man an vertraute Bilder Schwinds erinnert. Und welch ein Ereignis für die Ortschaften der Nehrung und für die einsamen Häuser, wenn das Posthorn ertönt! Der Wagen bringt und empfängt ja nicht allein die Post, er ist überhaupt der Vermittler zwischen der Welt und den Menschen der Nehrung. So wurde der immer freundliche Postkutscher ein Freund aller Bewohner, der Freud und Leid mit ihnen zu jeder Jahreszeit teilt. Wenn ein alter Mann auf der Straße mit seinem Bündel dahinwandert, dann genügt ein Wink, um ihn als Begleiter auf hohem Sitz mitfahren zu lassen. Aber auch zahlende Gäste sind natürlich gern gesehen...

Solch eine Fahrt gibt tiefen Eindruck in das harte Leben der Fischer und ist reich an überraschenden Ereignissen. Beim Uebertritt der Grenze vom Freistaat zur Nehrung geht es nicht ohne ein Schwätzchen mit den Zollbeamten; die Postkutsche bedeutet ihnen ja die fast einzige Abwechslung, besonders im Winter, wo kein Gefährt sonst die Straße entlang zieht. — „Bringen Sie mir bitte drei ‚Beamtenlachse' (Heringe) und ein Spiel Stricknadeln mit!" sagt die Frau des Zollners. Wir schauen uns verwundert an, aber der Postkutscher empfängt lächelnd Auftragszettel und Geld...

Von den Haffwiesen tönen der Postkutsche freundliche Grüße entgegen. Häufig wird halt gemacht. Nach der Grenze müssen die Postsachen abgestempelt, sortiert und die Neuigkeiten des Tages besprochen werden. In Pröbbernau benutzen wir die Wartezeit, um uns die schöne Kirche am Haff anzusehen. Ueberrascht sind wir von dem wohlgepflegten Friedhof, der das Gotteshaus umgibt. Wir finden Gräber von vielen Jahrzehnten, die Zeichen der Liebe und des Gedenkens tragen. Erschüttert stehen wir vor einem Grab, das Vater und Sohn birgt, die um die Jahrhundertwende in der See ertrunken sind. Das ist kein Einzelfall, wie wir von den Bewohnern hören. Erst im vergangenen Jahr fielen wieder vier Fischer dem Meere zum Opfer. Und doch ergreift der Sohn immer wieder den Beruf des Vaters und Großvaters... Auf unserer Fahrt hören wir von erschütternden Schicksalen. Die arme Bevölkerung muß um den täglichen Lebensunterhalt bitter kämpfen. Aber die Menschen hier sind starke Naturen, die in Wetter und Sturm nicht wanken.

Schwer arbeitet sich die zweispännige Postkutsche auf den sandigen Haffwegen vorwärts. Die Pferde sind mit der täglichen Arbeit so vertraut, daß sie schon von selbst vor den Postagenturen halten. Hier und da wird ein leuchtend blauer Briefkasten geleert. Einmal steigt zu diesem Behufe der Postkutscher wieder vom Bock. Ein paar Jungens drängen sich mit aufgestemmten Armen und erhitzten Gesichtern hinter den Fensterscheiben des nächsten Hauses. Mit großem Schlüssel, der weiten Posttasche entnommen, wird der Kasten geöffnet. Gespannt sind alle Bubenaugen auf die in der Tiefe verschwindende Hand gerichtet... Ein verhaltenes Grinsen... Zwei Pflaumenkerne enthält das blaue Geheimnis! — Sie fliegen in weitem Bogen auf die Landstraße. Der Postkutscher lacht mit. Er schwingt sich hinauf, die Pferde ziehen an...

Wir sitzen hoch oben ihm zur Seite. Er erzählt von seinen Erlebnissen im Lauf der Jahre. Oft gibt es Tage, an denen der Schneesturm ins Gesicht peitscht und jede Strecke des Weges mühsam erobert werden muß. So schön eine Fahrt bei blauem Himmel ist, so schwer kann sie bei Gewitter und Sturm sein. Aber die Pflicht muß getan und das Ziel erreicht werden...

Abend wird es. Die Sonne sinkt glutrot in das Meer. Dann zaubert die Widerspiegelung der Wolken einen silberhellen Schein über das Haff; hinten liegt blau die Hafffküste mit ihren lichten Höhen und den schönen Berglinien. „Ferien vom Ich"... Und die Sehnsucht wächst, einmal wieder unterzutauchen in die Einsamkeit der Natur.

Bauerntum allewege...

Das war schon bei den alten Römern, die in ihrer Glanzzeit wirklich allerlei geleistet haben. Da fragte den angesehenen Zensor Cato einmal ein Bürger, welche Art Wirtschaft wohl am einträglichsten sei. — „Ordentlich Viehzucht treiben", meinte der alte Staatsmann und Lebenskenner. — „Und wer wird es am zweitschnellsten zu etwas bringen?" — „Wer einigermaßen Viehzucht treibt!" — „Und dann, an dritter Stelle, wer kommt da?" — „Wer ein kleines bißchen Viehzucht treibt." — „Und viertens?" — „Ackerbau", sagte Cato kurz und bündig. Es gab damals in Rom schon viele fortschrittliche Erwerbszweige: als Steuerpächter Provinzen aussaugen, mit seltenen Waren oder schönen Sklavinnen handeln, Miethäuser errichten. Aber dem Zensor war sein Ausspruch ganz ernst; das Bauerntum, wollte er sagen, bleibt die Grundlage des Volkes und Staates zu allen Zeiten.

≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Die Krautweihe in Cörbecke

Ein Beitrag zur Frage der botanischen Begriffsbildung im Volke.

Unter dieser Ueberschrift hat kürzlich Frl. E. Gocke aus Cörbecke in den „Abhandlungen aus dem Westfälischen Provinzialmuseum für Naturkunde" (6. Jahrgang 1935, Heft 6) einen für die Volksbotanik und Volkskunde unserer Heimat wertvollen Beitrag veröffentlicht. Für die Feststellung von Zahl, Namen, Fundort und Verwendung der Pflanzen des Krautbundes sind neben eigenen Erkundungen auch 40 Aufsätze aus der Cörbecker Volksschule über dieses Thema benutzt worden. Heimatkundliches und volksbotanisches Interesse haben besonders die volkstümlichen Namen, die in Cörbecke, wie auch in anderen Orten des Kreises Warburg für die 24 bis 28 Pflanzen des Krautbundes im Volke gebraucht werden. Die Verfasserin hat versucht, diese Namen unter Heranziehung einschlägiger Literatur zu deuten, und auch inwieweit diese Volksnamen zu feststehenden botanischen Begriffen geworden sind, d. h. wie das Volk mit diesen Namen eine Pflanze genau von andern ähnlich aussehenden Pflanze zu unterscheiden weiß. Manche der hier üblichen volkstümlichen Pflanzennamen sind anderswo unbekannt; um so mehr ist die vorliegende Arbeit als Beitrag zum Kapitel der volkstümlichen Pflanzennamen zu begrüßen, zumal erst wenige Gebiete unserer Heimatprovinz nach dieser Richtung hin untersucht sind. Von der Verwendung der Kräuter, von ihrem Vorkommen in Sage und Legende ist hier nicht mehr allzuviel lebendig, aber was sich noch erhalten hat, teilt die Verfasserin mit, die ihre 30 Seiten umfassende Arbeit mit den Worten schließt: „Im ganzen gesehen steckt also in dem Brauch der Krautweihe hier in Cörbecke noch viel altes Volksgut, das verdiente, einer größeren Oeffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden, zum mindesten in der engeren Heimat selbst."

Dr. Schaue

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 91 | 16. November 1935 | 9. Jahrgang

Der Jungbauer vom Heidehof

Roman von Otfried von Hanstein. Urheb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

(6. Fortsetzung)

„Halt' deine Vorlesungen in der Universität, und hier schweige!"

„Ich will nicht schweigen —"

Jetzt griff Auguste Untermann ein.

„Ferdi, komm, wir fahren heim! Wir sind nicht hergekommen, um uns obendrein noch beschimpfen zu lassen. Ich habe gleich gesagt, daß es Torheit ist, herzufahren. Komm, es gibt ja wohl noch Anwälte in Osnabrück, und wenn ein alter Mann eben nicht mehr Herr seines Verstandes ist —"

„Hinaus!"

Der Bauer hatte es kreischend geschrien, dann sank er kraftlos in den Sessel zusammen. Benedikt war bei ihm und hielt ihn umschlungen. Ein Schlaganfall war es zum Glück ja nicht, aber ein Zusammenbruch seiner Nerven. August zuckte die Achseln.

„Komm!"

„Ich glaube auch, es ist besser, wenn wir jetzt gehen. Vater weiß nun ja Bescheid, und — wir werden ja schon sehen —"

Er ließ sich von seiner Frau aus der Stube ziehen und nahm seinen Pelz.

„Kaspar, willst du mitkommen?"

„Wenn ihr Platz im Wagen habt, gern. Hier bin ich ja überflüssig."

Dietrich Untermann saß im Sessel und starrte vor sich hin. Als die Söhne ihm die Hand pflichtschuldigst hinhielten, achtete er gar nicht darauf.

„Kommst du auch mit, Benedikt?"

Ferdi hielt es denn doch für seine Pflicht, den Bruder zu fragen.

„Ich bleibe selbstverständlich beim Vater."

Es wurde ganz still. Man hörte nur noch das Weinen drin, dann draußen das Fortfahren des Autos, das die Brüder wieder zur Stadt zurückbrachte.

[illegible] dem großen Lärm, den die tobenden Brüder und der Bauer gemacht, lag nun vollkommene Ruhe über [illegible]. Die Mutter [illegible] draußen in der Diele. Sie wußte eigentlich gar nicht, was da vorgegangen. Hatte nur das Gefühl, daß der Vater und die Söhne fast mit den Fäusten aufeinander losgegangen waren und — daß etwas Schreckliches geschehen sein mußte.

Ganz automatisch hatte sie ein Licht nach dem anderen am Weihnachtsbaume gelöscht. An diesem Sinnbild des heiligsten Familienfestes, das ihnen das Unheil gebracht.

Alles schwirrte wirr in ihren Gedanken durcheinander. Der Hof verloren? Der Bauer geistig nicht mehr gesund? Und — wenn er jetzt starb?

Drinnen aber saß Dietrich Untermann und hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Noch immer war sein heiliger Zorn nicht verraucht. Trotz der Schwäche, die seine Glieder übermannt, zuckte es in seinen Augen von wilden Lichtern, und seine Lippen murmelten immer wieder dieselben Worte.

„Gut denn, ick will's euch schon zeigen! Ich bin nich verrückt. Ick nich. Wer nich will, der hat schon. Denn kriegt eben der Wenzel den Hof. Erbhof is er und bleibt er. Denn leckt ihr Fett, ihr — ihr — — Denn war dat eben gespaßt! Denn hab ick eben keine Söhne, denn — denn is dat auch gut. Denn —"

Benedikt beugte sich über ihn.

„Lieber Vater, werde doch ruhig."

Dietrich Untermann sah auf, und es war etwas wie Staunen in seinem Blick.

„Du bist noch hier? Du —"

„Lieber Vater, wenn du wüßtest, wie ich mit dir gelitten habe."

„Nich wahr, ick bin ja verrückt?"

„Denk nicht daran. Du hast recht gehandelt. Ganz recht."

„Dat seggst du?"

Dann war es, als versänke er wieder in sein Grübeln, und sein Kopf nickte leise, während er die Hand des einzigen Sohnes, der ihm noch geblieben, hielt.

„Ja, du! Ja, wenn du nicht so ein gelehrter Herr wärest! Ja, dann! Dann!"

„Komm, Vater, komm, ich bringe dich zur Ruhe."

„Dau dat! Dau dat, mien Söhn. Dau dat. Ja, du bist

ja nun der einzige, der wat wissen will von dem Alten. Komm, bring mich tau Bett."

Viertes Kapitel.

Es war gerade Mitternacht, als Benedikt Untermann aus dem Heidehofe trat. Die Mutter hatte von dem Schred ihre „Migräne" bekommen und ein Schlafpulver genommen Der Vater hatte noch lange wach gelegen, aber eigentlich nicht mehr gesprochen, sondern nur immer seinen Jüngsten angesehen und dabei genickt. Dann hatte zum Glück auch ihn der Schlaf übermannt. Benedikt war ganz leise aus dem Oberstock, in dem das Schlafzimmer der Eltern lag, heruntergestiegen. In dieser Nacht hatte der alte Bauer allein in dem großen Himmelbett gelegen, weil Frau Christine wegen ihrer Migräne ja Ruhe brauchte und in eines der beiden Kinderzimmer, in denen früher die Söhne gewohnt hatten, gegangen war. Das andere stand für Benedikt bereit, aber er konnte es nicht benutzen; denn er mußte ja am Weihnachtsmorgen wegen einer Verabredung mit dem Geheimrat in Münster sein. Das war nicht so schlimm. Nach Gramsche war es etwa eine Stunde zu Fuß, dort ging um halb drei Uhr der Nachteilzug, der aus Oldenburg kam; dann war er um drei Uhr in Osnabrück und hatte sofort Anschluß.

Er hätte gut noch eine Stunde im Heidehof bleiben können, aber dann wäre er höchstens müde geworden. Außerdem war er jetzt zu erregt, um stillzusitzen.

Im Hause schlief alles. Leise nahm Benedikt Mantel, Hut und einen der Stöcke, die in der Diele hingen, und trat aus dem Hause.

Der Mond war untergegangen, die Sterne leuchteten zwar noch, aber ein ganz leichter Schnee stäubte hernieder. Als Benedikt ein paar hundert Schritte gestiegen war — er kannte ja Weg und Steg und schnitt den großen Bogen der Chaussee auf einem festgetretenen Richtweg ab —, drehte er sich um.

Da unten lag der Heidehof. Jetzt waren alle seine Fensteraugen dunkel, aus dem Schornstein stieg kein Rauch. Totenstille rings, nur die Flocken des Neuschnees rieselten ganz leise auf das Strohdach des Hauses.

Benedikt fühlte sich tief ergriffen. Noch immer hallten die bösen Reden der Brüder und die Zornworte des Vaters in seinen Ohren. Jetzt klang aus der Ferne die Glocke der Dorfkirche, die begann die Mitternachtsmesse des Chrisfttags einzuläuten. Zwischen dem Heidehof und dem Dorf war der Hügel; so klang der Glockenton nur gedämpft herüber, und es war wie ein leises Mahnen. Benedikt konnte sich von dem Anblick des Hauses nicht losreißen. Hatten seine blinkenden, erleuchteten Fenster, als er kam, ausgesehen, als seien sie frohglänzende Augen, so lag nun alles tot und traurig im Schatten der jetzt mondlosen Nacht. Tot und traurig, und Benedikt glaubte eine Stimme zu hören: „Ich habe euch behütet durch Jahrhunderte, und nun verachtet ihr mich!"

Der Eindruck des Sterbens wurde erhöht durch den fallenden Schnee. In tiefen Gedanken ging Benedikt weiter. Nun waren es nicht mehr die zornigen Worte des Streites, die in ihm nachklangen; jetzt glaubte er den Vater zu sehen, wie er gebrochen und verzagt am Tisch saß. Er sah ihn, den großen, starken Mann, den seine Söhne im Stich ließen, wie er Benedikt so unendlich traurig anblickte und sagte: „Ja, wenn du nicht ein studierter Mann wärest."

Dann kam ihm ganz unwillkürlich zum ersten Male ein neuer Gedanke. Wenn er nicht studiert hätte? Wie würde er denken? Nein, er wäre gewiß nicht in die Fremde gegangen, er —

Unsinn, was waren das für Gedanken! Sein Weg war ihm vorgezeichnet.

Wenn nur der Vater, der gute Vater nicht so verzweifelt traurige Augen gehabt hätte. Er konnte ihn so gut verstehen. Ein ganzes Leben der Arbeit ohne viel Grübeln, und dann — gerade, als er entschlossen war, den Hof zu verkaufen, ohne viel daran zu denken, daß es damit auch hieß, ihn zu verlassen — war das Erleben über ihn gekommen. Der Tag auf dem Bückeberge. Das Bewußtsein der Pflicht. Und nun? Nun hatten die Söhne ihn verlassen, ihn geschmäht, weil er daran dachte, daß er ein Untermann war, weil er es stolz empfand, daß er einen Erbhof besaß.

Und jetzt? Er hatte seinen Söhnen das Erbe genommen, und der Hof ging an den Bruder.

Benedikt gedachte des Zusammentreffens in Osnabrück. Herrgott, ja! Wenn so ein Mann mal in die Stadt kam, dann trank er wohl etwas über den Durst. Warum sollte der Wenzel nicht trotzdem ein guter Bauer werden? Wie konnte er die Brüder richten, die schließlich ja wissen mußten, was sie taten. Hauptsache, daß es ein Untermann war, der im Heidehof wirtschaftete, und kein Fremder!

Benedikt ging nun schon lange wieder auf der Chaussee. Aber immer wieder sah er den Vater und das langsame Nicken des alten, vergramten Kopfes, wenn er traurig und doch mit so dankbarem Blick seinen Jüngsten ansah.

Dabei schritt er über die hart gefrorene Dorfstraße. Der Schneefall hatte wieder aufgehört, die Sterne leuchteten klarer, und er fühlte sich in dieser feierlichen Einsamkeit der erhabenen Winternatur wie losgelöst von der Erde.

Jetzt sah er die kleinen Häuser des Ortes Gramsche vor sich. Eine lange Straße — ebenso still und einsam wie die Chaussee, schlafende niedere Gebäude mit schwarzen Fenstern. Dunkel aufragend der Kirchturm.

Warum konnte Benedikt in dieser Nacht den Gedanken an Tod und Sterben nicht abschütteln?

Endlich ein Licht: Der Bahnhof. Er mußte ja noch belebt sein, um den Nachtzug zu erwarten.

Benedikt trat in den Warteraum. Ein kleiner, jetzt lichtloser Weihnachtsbaum stand in der Ecke. Über dem Zimmer lag ein dumpfer Geruch nach abgestandenen Bierneigen und kaltem Tabaksdampf. Hinter der Theke saß schläfrig der Wirt und stand nun auf, als der Gelehrte eintrat.

„Kann ich eine Tasse Kaffee oder irgend etwas Warmes haben?"

„Selbstverständlich."

Benedikt setzte sich in eine Ecke des Raumes. Der junge Professor hatte etwas aus seiner Brusttasche gezogen. Ein Heftchen, das er dem Vater aus der Hand genommen, als dieser zusammengebrochen war. Es war der Bericht der Tage vom Bückeberg und das Erbhofgesetz.

Ganz automatisch schlug er das Heft auf und begann zu lesen. Las von der heiligen Pflicht des Bauern seinem Vaterland gegenüber. Draußen wurde der Bahnsteig hell. Es war erst eben halb zwei; er selbst mußte also noch eine ganze Stunde aushalten, aber es kam jetzt der letzte Zug aus Osnabrück herauf.

Benedikt wurde aus seiner Ruhe gestört; denn die Tür vom Bahnsteig her wurde aufgerissen, und drei Männer in Pelzen traten lärmend herein.

Der eine sagte:

„Warum denn hier durch?"

„Weil wir erst noch was trinken wollen."

„Aber Untermann, wir müssen ins Bett."

Das war ein anderer, der so sprach, aber Benedikt fuhr auf, als er den Namen hörte. Gut, daß er seinen Platz so gewählt hatte, daß ein Wandschirm ihn den Blicken der drei, die auch gar nicht auf ihn achteten, verbarg. Das war Wenzel Untermann, sein Oheim, der künftige Erbe des Heidehofes, den er am Abend getroffen. Jetzt rief er laut:

„Sekt her, Wirt!"

„Nee, Herr Untermann, Sekt habe ich nich."

„Dann Grog!"

„Den können Sie haben."

„Gleich 'ne ganze Rumpulle her. Aber guten! Und heißes Wasser, wir brauen selber."

Schwer ließ Wenzel Untermann sich in den Stuhl fallen.

„Dunnerlüchting, war 'ne schwere Sitzung heute abend. Hilft nichts, Weihnachten muß gefeiert werden. Was soll ein Junggeselle anderes machen als saufen!"

Er lachte hell auf.

„Heute in einem Jahre ist's anders. Da Heidehofe zu Gast."

(8

Leute und Hunde

Als Aushilfsmann in einem Hundebad. Reportage von Hans Ried.

Der Mann, der mit einem halbgeleerten Bierglas neben mir am Schanktisch lehnte, schob die Ledermütze aus der Stirn und kraute das schüttere Haar. „Mit der Beschäftigung, wissen Sie, ist das unterschiedlich bestellt", sagte er, „im Sommer ist das Geschäft still, und im Winter läßt es dann aus Saisongründen etwas nach, verstehen Sie!" Dabei griente er gemütlich in sein Glas und visierte den Stand der gelben Flüssigkeit an.

„Als Laie sollte man wohl meinen, daß die rückläufige Zahl der Hunde in der Stadt sich natürlich auch bei Ihnen auswirken könnte", warf ich ein. Mein Nebenmann horchte auf. Und schüttelte den Kopf.

„Offen gestanden, das denke ich auch immer, wenn ich in den Zeitungen von der geringer werdenden Zahl der Hunde lese und von der Hundesteuer. Aber das ist nun ganz anders! Sehen Sie, was ein richtiger Hundefreund ist, der auch bißchen was in der Tasche hat, der schafft ja seinen Köter nun doch nicht ab. Da darf die Hundesteuer und die Weltwirtschaftslage, verstehen Sie ... Speziell meine Kundschaft, kann ich wohl sagen, also das bleibt sich egaleweg dasselbe! Ist ja auch logisch! Wer mal ein Tier hat und mal wieder keins, der kommt ja für mein Hundebad sowieso nicht in Frage. Wer einen Hund auf billig hat, der stoppt ihn auch selbst in die Waschbütte oder läßt ihn mal auf dem Sonntagsnachmittagsspaziergang bißchen in den Weiher huppen, Stöckchen apportieren und so. Wat aber meine Kundschaft ist, da liegt die Situation ja sozusagen auf einer ganz anderen Lage, verstehen Sie ..."

Diese besondere Situation fing an diesem Punkt an, mich zu interessieren ...

*

Es lagen am Sonnabend nachmittag elf Bestellungen vor. „Wenn Sie also diesen angebrochenen Nachmittag hier als Aushilfsmann arbeiten wollen, dann werden wir das folgendermaßen machen. Ich hole die beiden Boxer zu Fuß, weil es nicht weit ist, Sie können sich auf den Dreiradwagen klemmen, und alles Weitere steht auf dem Bon!" Damit drückte er mir einen Zettel in die Hand, auf dem eine Anschrift und etwas von fünf Hunden stand. Ich hatte gerade einen Blick auf den Holzschuppen und das Schild „Hundebad" geworfen, da war ich schon wieder auf der Straße und lenkte den Dreiradwagen in die Stadt zurück.

Ich brauchte zehn Minuten bis zu einer Villenstraße, die prall in der Nachmittagssonne schlief und wie ausgestorben schien. Der Dreirädrige vertuckerte am Gehsteigrand, ich betrachtete das Haus und suchte nach einem Schild „Fünf bissige Hunde". Es stand aber nichts dergleichen am Gartentor. Das Tor war offen, die Treppe hatte blanke Messinggeländer, die Klingel schnurrte leise aus einem großen, dämmerigen Vorraum.

Es öffnete eine ältliche, schwarzgekleidete Dame, die sofort ängstlich nach dem Wetter lugte, als ich das Wort „Hundebad" aussprach.

„Meinen Sie denn, daß man es wagen könnte ...", zweifelte sie.

Ich sagte, daß der Ruf unseres Hauses jedes Wagnis ausschließe. Darauf trat ich ein und wartete.

Die Dame stieg die Treppe hinauf, ein vielstimmiges Bleffen und Tappeln erhob sich, und die Treppe hinunter kullerten, hopsten und purzelten fünf halbwüchsige Dackel, die unaufhörlich nach ihren Stummelschwänzen schnappten und das Ein-über-den-andern-purzeln für die gegebene Art der Fortbewegung zu halten schienen. „Nicht wahr, Sie gehen recht lieb mit ihnen um!" meinte die Dame. Ich nahm drei Hunde und beim zweiten Gang zwei, hob sie in den geschlossenen Frachtraum des Dreirädrigen und bemühte mich, mein ganzes Koseregister wie „Schnuckelchen, Kleines Aeffchen, Bitzibutzichen und Purzelinchen" herzusagen, bis der Motor lief und ich außer Hörweite war. Immerhin war ich froh, nicht nach fünf ausgewachsenen Dobermännern geschickt worden zu sein.

Die Boxer waren schon gebadet und lagen angeseilt auf [illegible] im sonnigen Hof, als ich die Badeanstalt erreichte. Der [illegible] öffnete die [illegible] mit ein[illegible]

das Abteil sauber!" schmunzelte er. Ich ging also daran, die Reiseangst der fünf kleinen aus dem Frachtraum auszuwischen. Sie schienen mir doch sehr in Angst gewesen zu sein, die fünf ...

Die Badeanstalt hatte drei Waschkabinen, drei kleine, mit Holzgittern ausgelegte Räume, in denen es nichts gab als je einen großen Zuber, Handduschen und ein Abstellbrett mit Bürsten, Seifenhäschen und Drahtkämmen. Die fünf Kleinen zappelten und jaulten schon im Wasser herum, als ich dazukam.

Es war eine schöne, spaßige Arbeit. Sie prusteten und hangelten, niesten und knabberten an den Bürsten, patschten mit ihren Beinen in dem seichten Wasser herum und gerieten in einen Wirbel von tapsiger Abwehr, wenn man sie seifte. Zuletzt nahm man sie einzeln, mit den Köpfchen schräg nach unten in die Hand und duschte sie lauwarm ab ...

„Roooooo ... wupp", machte es da plötzlich hinter meinem Rücken ...

Ich fuhr herum, ein Kapitän von einem Wolfshund stand mit der Frau des Meisters in der Tür und äugte kampfentschlossen zu den Boxern hin. „Ach, gucke, der Benno", rief der Meister ihn an, und sofort wandte der Hund sich zu uns, wedelte und drängte auf den Zuber zu. „Platz!" rief ich, denn ich hatte für diesen Nachmittag ohnehin mit drei bis sieben Bissen gerechnet. Benno aber setzte sich sofort hin und sah mich gelassen an. Als wir die Kleinen in Trockensäckchen schoben, schnupperte er freundlich, und die Meisterin hielt ihm eines der putzigen Bündelchen hin, er wollte sie anlecken ...

Draußen baumelte die Meisterin die Kleinen auf die Leine, mit den fast trockenen Boxern machte sich der Chef auf den Weg. Ich selbst besorgte Benno. Er machte nicht die geringsten Schwierigkeiten, denn er badete für sein Leben gern. Stand schon im Zuber, ehe das Wasser darinnen war, ließ sich seifen, reichte die Pfoten selbst an, legte die Ohren genießerisch an den Kopf, wenn er die Bürste spürte, und drehte sich behaglich unter dem Spülwasser herum. Dabei ließ er mit sich sprechen, tat, als verstünde er jedes Wort, und stemmte sich ordentlich gegen mich, als sein Fell mit einem besonderen Gebräu eingerieben wurde. Dann aber begann erst die Arbeit, denn Benno, der sehr empfindlich war, mußte mit allen Mitteln trockengerieben und warmgehalten werden.

Wir hockten in der windstillsten Ecke des sonnigen Hofes, während der Meister zwei unglaublich lebendige Terriers schrubberte und die Kabine von soviel Leben und Toben jeden Augenblick zu explodieren drohte. Wirklich kamen die beiden, mit warmen Rückendeckchen angetan, wie Geschosse aus der Kabine gefegt und tobten naß, triefend, sich schüttelnd umeinander durch den Hof.

„Die beiden machen sich alleine trocken!" lachte der Meister und steckte seine Pfeife an. Die Terriers waren trocken, als ich gerade begann, Bennos Pelz auszukämmen und ablieferungsreif zu bürsten.

„Er wird den Kleinen kein Haar krümmen. Sie können ihn mit den Lütten auf eine Fuhre nehmen. Prinzenstraße 14, es ist die letzte Fahrt!" sagte der Chef. Benno besah und beschnupperte die Bündel, stand steif in dem Gewuschel und zog sich als einsichtiger Gentleman in eine Ecke des Frachtraumes zurück.

Wir fuhren los ...

Benno war zuerst daheim. Sein Herr kam uns lächelnd die Treppe herunter entgegen, faßte in das weiche, lockere Haar, machte dem Hund ein Kompliment über seinen sauberen Geruch und nickte mir zu. Benno hatte auf sein Geheiß Pfote zu geben und sich von mir zu verabschieden.

Die ältliche Dame aber kam mit einer Kaschmirdecke bis auf den Gehsteig und ließ sich dreimal versichern, daß die Köterchen sich unter keinen Umständen erkältet hätten. Als ich in der Diele auf die Trockensäckchen wartete, kam ein Bettler durch den Vorgarten und wartete neben mir. Die Dame übersah ihn aber, redete von den fünf „Süßen" und gab mir einen Fünfziger, sicherlich, weil ich wieder „Kruckiputzelchen und Krabbelinchen" gesagt hatte.

Ich gab dem Armen den Fünfziger, legte die [illegible] säckchen, die nassen und die trockenen getrennt, in den [illegible] und tuckerte mit dem Dreirädrigen in den Feier[illegible]